

Zwölf Töne zum Pfeifen

Autor(en): **Herzog, Benjamin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **21 (2009)**

Heft 81

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-968346>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Zwölf Töne zum Pfeifen

Der Komponist Wladimir Vogel lebte 40 Jahre lang in der Schweiz und hat ein bedeutendes Œuvre hinterlassen. Dennoch ist er vergessen. Haben wir ein verengtes Bild der Musikgeschichte?

VON BENJAMIN HERZOG

Wladimir Vogel, deutsch-russischer Jude, ab 1954 mit Schweizer Pass, geboren 1896 in Moskau, gestorben 1984 in Zürich, war ein zu seiner Zeit so erfolgreicher wie viel aufgeführter Komponist und Schöpfer neuartiger Musikformen. Nie gehört, könnte man sagen. Und ihn damit in die Ecke der «Vergessenen» stellen. Oder man könnte wie die Berner Musikwissenschaftlerin Doris Lanz fragen, warum dieser Komponist unter die Räder der Geschichte gekommen ist. Vielleicht deshalb: Die stark von Theodor W. Adorno bestimmte Musikgeschichtsschreibung orientierte sich nach 1945 an der «Wiener Schule» um Schönberg und deren Nachfolger. Nicht zu diesem Kreis gehörende Komponisten liefen Gefahr, marginalisiert zu werden.

Wladimir Vogel wurde in Berlin bei Ferruccio Busoni ausgebildet, mit Kurt Weill und Hanns Eisler war er Mitglied der progressiven «Novembergruppe». Er schrieb kämpferische Arbeiterlieder und wurde als Kommunist und Avantgardist 1933 aus Hitler-Deutschland vertrieben. Relativ spät wandte er sich im letzten Satz seines Violinkonzerts 1936/37 der Zwölftonmusik zu, jener Methode des Komponierens, die alle zwölf Töne der Tonleiter gleichberechtigt organisiert. Ausgehend von diesem «Scherzando, Finale (in modo di Mozart)», zeigt Lanz, wie Vogel zwischen die musikästhetischen und politischen Fronten geriet.

Kommunistischer Widerstand

Musik verständlich «für eine grosse Zahl von Menschen» zu schreiben, war Vogel wichtig. Doch wollte er Direktheit nicht auf Kosten eines hohen künstlerischen Niveaus erzielen. «Seine Motivation, 1937 einen zwölftönigen Satz zu schreiben, hatte auch einen politischen Hintergrund», sagt Lanz. «Sie steht im Rahmen des kommunistischen Widerstands gegen den Faschismus.» Zwölftönig, ja – dennoch war die exklusive Sphäre des Schönberg-Kreises nicht Vogels Welt. Er stand vielmehr für eine «Ver-



ATP/RDB/Specter

gemeinschaftlichung» der Zwölftonmusik, für eine verständliche Musiksprache, welche die Techniken der Avantgarde mit bekannten, «verträglicheren» Stilelementen verknüpft.

Zwölftonmusik zum Mitpfeifen – das machte Vogel unter den strengen Blicken einer auf Fortschrittlichkeit getrimmten westlichen Musikästhetik suspekt. Zugleich fiel Vogels Zwölftontechnik im realsozialistischen Osten unter den Verdacht des «Formalismus», also der Abwendung von der «Volkstümlichkeit». Seine Utopie – eine Synthese von zwölftöniger Musik und Musik für ein grösseres Publikum – hatte zur Folge, dass Vogel weder hüben noch drüben gebührend beachtet wurde.

Mit dem Anspruch, den auch im Westen ideologisch geprägten Kanon zu relativieren, steht Lanz mit ihrer Dissertation nicht alleine da. Sie leistet vielmehr einen Beitrag zu einer Debatte, die in der Musikwissenschaft schon länger geführt wird. In der Schweiz vornehmlich von Hans-Joachim Hinrichsen von der Universität Zürich und seines Berner Kollegen Anselm Gerhard. Im Rahmen ihres Projekts «Komponieren im 20. Jahrhundert abseits avantgardistischer Hauptströme» entstand neben Lanz' Arbeit auch eine Dissertation zum rumänisch-französischen Komponisten Marcel Mihalovici. ■

Doris Lanz: Zwölftonmusik mit doppeltem Boden. Exilerfahrung und politische Utopie in Wladimir Vogels Instrumentalwerken. Verlag Bärenreiter, Kassel 2009.

Zwischen den Fronten:

Wladimir Vogel (1896–1984) komponierte populäre Zwölftonmusik, was ihm nicht nur Freunde einbrachte.